

Ein Stolperstein zwischen Eidgenossen

Autor(en): **Baur, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1988)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vereinigungen dem Namen nach nur der einen Sprachform, dem Schweizerdeutschen, verschrieben haben. Wo man nicht ohne die andere auskommt – und die Einführung ins Hochdeutsche ist unbestritten eines der Hauptziele unserer Schulen –, ist die Gefahr gross, dass man als Gegner dieses Ziels missverstanden wird. Denn um ein Missverständnis handelt es sich ganz entschieden: Was immer aus den Kreisen des Bundes Schwyzertütsch in den letzten Jahrzehnten für die Schule gefordert und unternommen worden ist, richtet sich nicht gegen das Hochdeutsche, sondern geht von der Erfahrung aus, dass die Arbeit an der Mundart und mit der Mundart dem Hochdeutschen und seinen Anwendungsformen mindestens so zugute kommt wie den Dialekten selbst. Es geht zum Beispiel darum, den Schüler auch sprachlich dort abzuholen, wo er ist, und das ist in vielen Lebensbereichen und Äusserungslagen die Mundart. Es geht darum, im Beobachten, Benennen und Erklären die Sprache als Mittel der Entdeckung der Welt und ihrer Zusammenhänge zu erfahren, bald im Dialekt, bald hochdeutsch, und auch darum, die eine Sprachform situations- und sachgerecht in die andere umzusetzen, so wie wir es auch ausserhalb der Schule redend, lesend und schreibend tun. Es geht darum, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Sprachformen zu erkennen und zu berücksichtigen, sei es angewandt in den Unterrichtsformen der verschiedenen Fächer, sei es gezielter durch ein vergleichendes Vorgehen, wie es auch den Wörterbüchern und Grammatiken, die der Bund Schwyzertütsch fördert und verbreitet, zugrunde liegt.

Wenn als Ergänzung der genannten Untersuchung von Sieber und Sitta nächstens ein Handbuch für die Unterrichtspraxis

folgt, so liegt das ganz im Sinne der Bestrebungen, die heute beim BST im Blick auf die Schule im Vordergrund stehen: nämlich in der Umsetzung dessen, was die Mundartforschung an Einsichten über das Wesen und die Gestalt des Schweizerdeutschen erarbeitet hat. Dass die Akzente in dieser Vermittlungsarbeit heute anders gesetzt werden als zur Zeit eines Otto von Greyerz, versteht sich von selbst. Sie liegen beispielsweise

– auf den Besonderheiten, die die Mundart als *gesprochene Sprache* (mit wesentlich anderen Fügungsweisen als die geschriebene) kennzeichnen

– auf dem *Mundartwandel* und seiner Bedingtheit durch den Wandel in unseren Lebens- und Gesellschaftsverhältnissen

– auf den *Wechselwirkungen zwischen Standard- und Umgangssprache* (mit einem neuen Verständnis für die Fehler, die den Schülern unterlaufen)

– auf den Erkenntnissen über den Vorgang des *Spracherwerbs* auf den verschiedenen Altersstufen

– auf der Ausweitung des sprachlichen Horizonts der Schüler durch die *neuen Medien*.

Eine Sprache ist dann lebenskräftig, wenn man sie braucht

(brauchen kann!) und wenn man sie gern hat. Das gilt für das Hochdeutsche genauso wie für das Schweizerdeutsche. Gegen eine dieser Formen oder eines ihrer Register ins Feld zu ziehen, nimmt uns die Lust am Reden und Schreiben und lähmt den Willen, auch ihre Schwierigkeiten zu meistern, sie im schönen, umfassenden Sinne des Wortes zu pflegen. Das allerdings führt zu einer sprachlichen Verarmung – und welche Schule möchte sich dem Vorwurf aussetzen, sie lasse den Boden vergangen, auf dem unsere Muttersprache in ihren beiden Formen gewachsen ist?

Solcher Sorge sind die Alarmrufe Guggenbühls und des Zürcher Erziehungsrates entsprungen: als Signale dafür, dass die Schule zeitweise den Blick auf das Ganze ihrer sprachlichen Erziehungsaufgabe verloren hat. Als Signale mögen sie ihre Berechtigung gehabt haben oder haben. Wie es unsere Schulen aber mit der Mundart und dem Standarddeutschen halten sollen, lässt sich auf die Dauer nicht mit Aufrufen und Richtlinien allein, sondern nur mit Einsicht und gutem Willen lösen – und dazu wird der Bund Schwyzertütsch weiterhin seinen Beitrag zu leisten versuchen. *Ruedi Schwarzenbach*

Ein Stolperstein zwischen Eidgenossen

Es steht ausser Frage, dass der umfassende Gebrauch des Schweizerdeutschen die Kommunikation zwischen alemannischer und lateinischer Schweiz erschwert. Unsere Miteidgenossen lernen in der Schule standhaft, wenn auch nicht gern, die deutsche Schriftsprache, nur um nachher zu merken, dass sich

ihnen dadurch das Tor zur Deutschschweiz nur teilweise öffnet. Was ein junger Welscher nach der Überquerung der Saane zu seinem Leidwesen erfahren muss, ist schon so oft geschildert worden, dass ich es nicht zu wiederholen brauche.

In letzter Zeit haben sich die Klagen vor allem der Romands,

aber auch der Tessiner, vermehrt, denn in der Folge der zunehmenden Vermündlichung des Verkehrs – was nicht nur bei uns zu beobachten ist – hat sich auch der Bereich des Schweizerdeutschen stark ausgeweitet. Die Eidgenossen lateinischer Zunge fühlen sich dadurch benachteiligt, und darüber führen sie Beschwerde. In ihren Chor stimmen auch einige Deutschschweizer ein, denen um das Hochdeutsche in der Schweiz überhaupt bange ist. Dabei denkt kein Mensch daran, diese Sprache, die uns ausgezeichnete Dienste leistet, abzuschaffen. Als Umgangssprache dagegen war sie bei uns schon immer inexistent. Es hat sich in dieser Beziehung gar nichts geändert. Sogar in den elektronischen Medien ist das Hochdeutsche nur wenig zurückgegangen; hinzugekommen ist die Mundart in den neu eingeführten Programmsparten, und sie ist fast allein herrschend bei den Regionalsendern mit ihrer begrenzten Reichweite.

Es gäbe nun zwei sehr einfache Rezepte, um die Kommunikation innerhalb der Schweiz zu erleichtern, aber sie sind leider nur allzu einfach. Erstens: die Welschen wollen uns auf den Pfad der Tugend zurückführen, indem sie uns nahelegen, wir sollten doch «wieder» mehr Hochdeutsch gebrauchen, oder, wie ein Tessiner es formulierte, dem Hochdeutschen seinen «ihm angestammten Platz» zurückgeben. Wo dieser «angestammte» Platz zu lokalisieren wäre, möchte ich gerne wissen; in der siebenhundertjährigen Eidgenossenschaft ist es erst seit 300 Jahren in Gebrauch! Zweitens: Aus der alemannischen Schweiz könnte nun eine Retourkutsche kommen, indem wir den Welschen und Tessinern nahelegten, sie sollten halt Schweizerdeutsch lernen, es sei ja ohnehin leichter als das komplizierte Deutsch. Wir halten diese

Retourkutsche aber zurück und geben den Kompatrioten keine unverlangten Ratschläge. Wir räumen auch ein, dass das Erlernen des Deutschen den Zugang zu einer Weltsprache öffnet, während das, was die Romands als «mauvais allemand» bezeichnen, nur bis zum Rhein reicht. Es gibt allerdings unter den Welschen auch weisse Raben, die finden, sie hätten mit der Deutschschweiz eigentlich mehr zu tun als mit dem nördlichen Ausland, und die daher Schweizerdeutsch lernen. So haben nach Angaben der Waadtländer Industrie- und Handelskammer schon mehr als 14000 Romands Schweizerdeutsch-Kurse besucht.

Der juristische Aspekt

Ich verzichte für heute auf einen Exkurs über den kulturellen Wert und die politische Tragweite der Mundart – ich habe dies an anderer Stelle getan –, vielmehr möchte ich die Angelegenheit von einer Seite beleuchten, die mir noch wesentlicher scheint. Mit ihren wohlgemeinten Mahnungen an die Deutschschweizer verstossen unsere Mit eidgenossen nämlich gegen einen staatspolitischen Grundsatz: die Sprachenfreiheit. Sie bedeutet, dass jeder Mensch das Recht hat, die Sprache seiner eigenen Wahl zu verwenden. Wie jede Kränkung irgendeines Freiheitsrechts widerspricht eine Einschränkung der Sprachenfreiheit durch und durch unserer freiheitlichen Staatsauffassung. (Wer mehr darüber wissen will, sei auf Cyril Hegnauer, Gian-Reto Gieré und Rudolf Viletta verwiesen.) Wer uns Deutschschweizern nun nahelegt, in irgendeinem Punkt auf dieses Recht zu verzichten, macht sich eines Verstoffes schuldig, der ernst zu nehmen ist. Wir beanspruchen, selbst über

unser sprachliches Verhalten auf unserem eigenen Boden zu bestimmen, wie wir dieses Recht auch bei den anderen voll und ganz respektieren. So sind auch die alemannischen Hörer und Telespektatoren allein massgebend für die Sprache von Radio-TV-DRS, genau wie RSR und RSI in die Kompetenz der französisch und italienisch sprechenden Schweizer fallen. Auch die Generaldirektion der SRG hat sich hier nicht einzumischen.

Es versteht sich, dass wir im persönlichen Verkehr mit Personen aus anderen Landesteilen, dass wir als Mitglieder eines gesamtschweizerischen Vereins, dass wir als Parlamentarier oder als Beamte keine Prinzipienreiterei betreiben, sondern allein auf eine maximale Verständigung achten. Ich finde es übrigens – am Rande bemerkt – eigenartig, dass den wenigsten Welschen je eingefallen ist, was es für sie bedeuten würde, wenn wir unsere Mundart aufgäben und sie sich dann dem geschlossenen Block einer grossen Weltsprache gegenüber sähen. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, freue mich aber über den Sukkurs von seiten des Abteilungsleiters Wort bei Radio DRS, Hans Peter Fricker, der sich an einer Lenzburger Tagung im letzten Jahr, an welcher sonst eine steife Brise gegen die Mundart wehte, folgendermassen äusserte: «Für die anderen Eidgenossen hat das Nebeneinander von Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz immerhin den Vorteil, dass ihnen die Sprache der Mehrheit nicht als monolithischer Klotz, der erst noch Teil eines noch grösseren Blocks ist, entgegenkommt. Wir müssen uns fragen, ob das Sprachgleichgewicht in der Schweiz nicht in neuer Art gestört würde, wenn die deutschsprachige Schweiz nur noch die deutsche Hochsprache verwenden würde.»

Die psychologische Komponente

Zur Einleitung dieses Abschnitts muss ich eine Anekdote erzählen, die durchaus typisch ist: An der Basler Mustermesse hatte eine welsche Firma an ihrem Stand ein Schild angebracht «Man spricht deutsch». Ein Deutschschweizer trat zu dem Stand und sprach den diensttuenden Angestellten auf schweizerdeutsch an. Dieser antwortete: «Sprechen Sie bitte hochdeutsch.» Unverzüglich wechselte der Kunde zum Französischen und sagte, wenn er schon eine Fremdsprache verwenden müsse, dann lieber gleich Französisch. Ich muss gestehen, dass ich es gleich gemacht hätte. Ich vermeide es, mit einem Welschen deutsch zu sprechen, ob schon dies vielleicht auch unhöflich ist, denn ich quitiere sein Entgegenkommen nicht, doch ist mir da eine psychologische Barriere im Weg. Spricht mein Gegenüber sehr gut deutsch, so habe ich das Gefühl, vor mir stehe nicht ein Landsmann, sondern ein Bundesdeutscher; spricht er es schlecht, ist mir meine eigene Überlegenheit peinlich, und ich komme ihm gerne entgegen, indem ich seine Muttersprache verwende.

Es ist schon so oft behauptet und ebenso oft bestritten worden, dass das Standarddeutsche für uns eine Fremdsprache sei, dass ich dieses Thema heute ausklammern möchte. Kaum je ist aber bestritten worden, dass das gesprochene Hochdeutsch, das heisst, die in Deutschland heute übliche Umgangssprache, uns unvertraut ist. Neben vielen anderen weist Rudolf Schwarzenbach in seinem Buch über die «Stellung der Mundart» auf unsere Hemmungen hin, Schriftdeutsch zu sprechen (was ohnehin eine *contradictio in adiecto* ist). Die Mundart ist für uns, wie es der Feuilletonredaktor der

«Basler Zeitung» Reinhardt Stumm einmal pointiert formuliert hat, «wie ein warmes Federbett in einem eiskalten Zimmer». Sapiienti sat oder Kommentar überflüssig.

Es gibt kein Patentrezept

Die Schweiz ist ein kompliziertes Land, und für die wenigsten unserer Probleme gibt es ein Rezept «ready for use». Wir verlassen uns gern auf pragmatische Lösungen, und manchmal gehen wir sogar den bequemsten Weg, indem wir eine Frage gar nicht erst aufwerfen, nach dem Prinzip «*quieta non movere*» oder «man wecke schlafende Hunde nicht». Der Sprachenfriede in der Schweiz, um den uns andere Völker beneiden, beruht zu einem guten Teil darauf, dass wir möglichst wenig Sprachenpolitik machen. So glaube ich nicht, dass aus dem gegenwärtig heraufbeschworenen Streit über Mundart und Standardsprache etwas Positives herauskommt. Das Trommelfeuer, mit dem zurzeit von einigen Welschen und einigen eingefleischten Vorkämpfern des Hochdeutschen das Schweizerdeutsche angegriffen wird, könnte sich leicht kontraproduktiv auswirken; denn wer anderer Ansicht ist, wird sich darauf besinnen, dass es nicht nur gilt, Rücksichten zu nehmen, sondern

dass man auch Pflichten sich selbst gegenüber hat. Gerade die Selbstsicherheit und der Stolz, mit dem die Romands zu ihrer eigenen Muttersprache stehen, sollte den andern ein Vorbild sein.

Wir übersehen auch nicht, dass das Schweizerdeutsche, europäisch gesehen, eine Minderheitssprache ist, die Schutz braucht. Dies wird man bei der bevorstehenden Revision des Sprachenartikels der Bundesverfassung (116 BV) bedenken müssen, obschon der Motionär Martin Bundi primär das Rätoromane im Auge hatte. Die Frage wird nicht zu umgehen sein, ob das Schweizerdeutsche auch wieder wie bisher kurzerhand unter «Deutsch» subsumiert werden darf, oder ob die Sprache von zwei Dritteln der Schweizer nicht endlich ihren Platz in der Bundesverfassung finden soll.

Wenn man mich nun fragt, ob ich keine Möglichkeit sehe, den Stolperstein wegzuräumen, so heisst meine Empfehlung: mehr Französisch in unseren Schulen. Ich gehöre daher auch zu den Verfechtern von Frühfranzösisch, weniger aus didaktischen als aus staatspolitischen Gründen. Wenn wir den Welschen entgegenkommen wollen – und das sollen wir –, dann lieber direkt als auf dem Umweg über eine Sprache, zu der wir selbst ein gestörtes Verhältnis haben

Arthur Baur

SDS VI: Sondierstollen Umweltwörter

Als «Sondierbohrungen in der Dialektlandschaft» hat der verstorbene Altmeister der Dialektologie, Mitbegründer und Herausgeber dieses Jahrhundert-

werks, Professor Rudolf Hotzenköcherle, seine Forschungsarbeit einmal in einer Besprechung mir gegenüber bezeichnet. Wenn man den neuesten Band des SDS